

**Zeitschrift:** Schweizer Spiegel  
**Herausgeber:** Guggenbühl und Huber  
**Band:** 6 (1930-1931)  
**Heft:** 2

**Artikel:** Mit dem Besen in der Hand : Lebenserfahrungen eines Strassenwischers  
**Autor:** Merki, Heinrich  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-1064786>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 15.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Mit dem Besen in der Hand



Lebenserfahrungen  
eines Strassenwischers  
von  
Merki, Heinrich

*Illustriert von  
Hugo Laubi*

## 1. Prolog

**I**ch habe immer gesagt, wenn der Mensch im Leben keine Freude hat, so ist er so gut wie tot. Ich sage, wenn der Lehrer Kuhn wüsste, was für ein Unrecht er an mir getan hat, so würde er sich heute noch das Haar im Grabe raufen und ich möchte, er würde es sich raufen, denn er hat ein grosses Unrecht an mir getan. Der Kurt Schmid hatte eine 2 im Rechnen, und er sagte: « Das gefällt mir nicht, das macht mein ganzes Zeugnis kaput. »

Aber was machte das für ihn, wo er doch sonst von allen die beste Note hatte? Aber ich hatte auch nicht eine einzige 3. Und ich hatte doch auch meinen Stolz: Die Schrift. Da war bei mir zu Hause kein Stück Papier sicher, ich habe geübt und geübt. Es kann einer kommen und sagen, ein grosses D ist ein grosses D. Ich sage keineswegs. Ob man es glaubt oder nicht, ich habe es selbst versucht, ich habe zweihundert verschiedene grosse D geschrieben, jedes war anders als das andere.

Ich habe dieses Heft gerade in jenem Jahr geschrieben, in dem ich dann sitzen blieb. Ich habe es meiner Mutter gezeigt. Sie war noch eine Frau und konnte deshalb nur an das Gute glauben: « Heinrich », sagte sie, « zeige das Heft nur dem Herrn Lehrer Kuhn. Der Herr Lehrer Kuhn ist ein gerechter Herr. Und wenn du es ihm zeigst, so sieht er doch, dass du dir doch wenigstens Mühe gibst. »

Und ich war noch gläubig in diesem Alter, denn ich war ja noch ein Kind. Ich ging also in der Pause zum Lehrer und habe ihm das Heft hingestreckt. Oh, ich kann mich heute noch gut erinnern. Er hat gerade eine Birne geschält mit dem Offiziersmilitärmesser. Er hat sich die Finger abgewischt, dann hat er das Heft genommen und es angeschaut. Aber kein Laut ist ihm entfahren, als er alle diese D gesehen hat, zweihundert D, keines wie das andere. Er hat nur den Finger aufgenommen und sich damit dreimal an die Stirne getupft. Dann hat er mir das Heft wieder gegeben.

Warum schreibe ich das? Vielleicht hat es der eine oder andere gemerkt. Aber der eine oder andere ist vielleicht auch wieder weniger hell und hat es nicht gemerkt. Deshalb muss ich es erklären.

## 2. Prolog

Der Herr Zündel hat ein eigenes Haus. Es ist ein Witwer mit einem schönen Garten. Er hat viel Zeit mit seiner Pension und ist nicht stolz. Er wohnt in meiner Nähe und steht manchmal am Abend so mir nichts dir nichts am Gartenhag. Wenn ich dann bei ihm vorbeikomme, so scheut er kein freundliches Wort. Etwa: « So, Herr Merki, wie geht's, wie steht's? » oder: « Heute ist

es wieder einmal für die Jahreszeit mehr kalt als warm. »

Ein Wort gibt dann das andere. Ich stütze mich auf die andere Seite des Gartenhages und man sprächelt dies und das. Er sprächelt gerne mit mir. « Herr Merki », hat er mir schon oft gesagt, « Sie sind mit richtigen Worten ausgedrückt ein Gemütsphilosoph, Sie denken Ihren eigenen Senf zu den Dingen und haben eine Ansicht. » « Warum schreiben Sie das nicht auf? » hat er ein anderes Mal gemeint, « von Ihnen könnte noch mancher etwas lernen. »

Ich sagte nicht nein, aber es war mir doch ein ungewohnter Gedanke. Er aber nicht faul sagt: « Ich weiss nämlich, wo sie solche Sachen drucken, wenn einer das Herz auf dem Fleck hat und im Leben steht. Das ist der ‚Schweizer-Spiegel‘. »

« Herr Zündel », habe ich gesagt, « wegen dem Schreiben, das wäre die grösste Kleinigkeit. Aber es gibt Dinge, die der einzelne Mensch nur einmal im Leben ertragen kann. » Und dann habe ich ihm erzählt, wie es mir mit dem Heft mit den grossen D und dem Lehrer Kuhn ergangen ist.

« Nein », sagte der Herr Zündel, « so sind die Herren vom « Schweizer-Spiegel » nicht. »

« Dann ist es etwas anderes », sagte ich, « aber ich dränge mich keinem auf, das ist mein Standpunkt. »

Wie ich dann wieder einmal beim Herrn Zündel vorbeikomme, winkt er schon von weitem. « Herr Merki », sagt er, « ich habe mit den Herren persönlich telephoniert und es kommt einer heute Abend zu Ihnen, wenn es Ihnen recht ist. »

Und wirklich war er am Abend da und hat unverbindlich dies und das gesprochen, aber ich merkte gleich, dass der

Herr nur wissen wollte, was für ein Geisteskind ich bin. Ich habe manches vernünftige Wort gesprochen und schliesslich sagte der Herr: « Herr Merki, schreiben Sie Ihre Memoiren. » Memoire heisst das Lebensbild.

« Ich bin ein einfacher Mann », sagte ich zu dem Herrn, « nichts Kompliziertes. Aber wenn es Ihnen recht ist, so soll es auch mir recht sein. »

\* \* \*

Ich dachte mir, nichts Einfacheres als das! Jeder weiss, was er erlebt hat und was er zu den Sachen denkt. Aber es ist merkwürdig, so einfach ist die Sache nicht. Es erhebt sich unwillkürlich die Frage: Wo fange ich an? Bei der Geburt zum Beispiel. Aber schliesslich wird jeder geboren. Es ist also nichts Besonderes dabei und doch ist es der einzige natürliche Anfangspunkt. Denn wo soll man denn sonst anfangen? Man kann es gerade so gut hier wie dort. Bei der Schule beispielsweise. Oder bei der Frieda, oder bei der Trudi. So hörte ich wieder auf, bevor ich angefangen hatte. Aber kaum war eine Woche vorbei, kam auch schon wieder der Herr vom « Schweizer-Spiegel ».

« So Herr Merki, jetzt wollen wir einmal sehen, was Sie schon Schönes geschrieben haben. »

« Nichts », sagte ich. « Ich kann das nicht schreiben. »

« Wo steckt dann der Haken? » fragte der Herr.

« Am Anfang », sagte ich.

« Herr Merki », sagte der Herr, « lassen Sie sich nur keine Haare wachsen. Das geht noch manchem andern berühmten Schriftsteller so. Aber es gibt

ein Mittel dagegen. Auf Lateinisch heisst das Mittel: ‚In medias res‘, auf Deutsch: ‚Fang einfach irgend an einem Ort an, wo du gerade willst, und dann bist du plötzlich mitten drin, ohne es selbst zu bemerken.‘ »

Das habe ich dann auch getan.

Wer lacht, ist selber der  
grösste Esel

Das Wort « Strassenbütschgi » führt kein gebildeter Mensch im Mund. Erstens, was heisst das? Nichts!

Bütschgi kommt von Putzer, sagt ein Schlauer, aber dann müsste es höchstens Strassenputzgi heissen. Wenn ein noch Dümmerer glaubt, es hänge mit Aepfelbütschgi zusammen, auf schriftlich « Apfelbutzer », so kann ich nur sagen, dann hängen eben wir damit nicht zusammen.

Und zweitens ist es ein Unrecht. Wenn zum Beispiel Schulkinder mir von weitem rufen: « He, Sie, he, Strassenbütschgi » und ich auch nur den Besen hochhalte, so rennen sie schon davon. Was heisst das? Das heisst, dass es schon in ihrer Natur geschrieben steht, dass sie mit dem Wort « Strassenbütschgi » etwas Schlechtes beginnen.

Da wäre doch gerade die Schule dazu da, um dieses Uebel aufzuklären. Das wäre leicht. Da sagt zum Beispiel der Lehrer, was der Staat doch etwas Gutes und Nützliches sei, vor allem was den wichtigen Punkt betrifft: Die sanitäre Reinlichkeit. Wenn dann einer lacht, ruft er: « Ha, wer lacht da? Wer lacht ist selber der grösste Esel! Nun aber sagt mir, liebe Kinder, wie heissen denn die wackeren Männer, welche die städtische Reinlichkeit besorgen? »



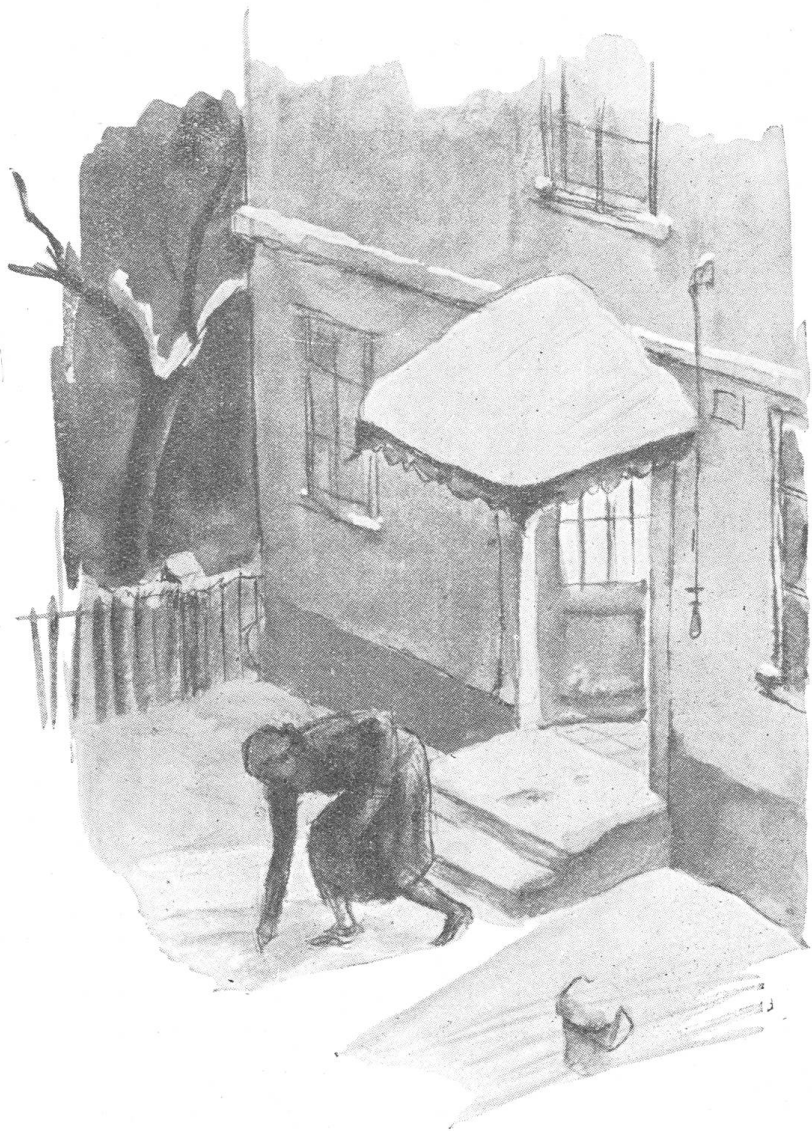
Sicher ruft einer frech: «Der Strassenbütschgi!»

«Strassenbütschgi? Wer sagt Strassenbütschgi? Es ist der Schmied. Schmied, komm einmal schnell zu mir, damit ich dir einen Tatzen gebe oder auch zwei. Das Wort Strassenbütschgi gehört nämlich in keinen gebildeten Wortschatz. Nein, die wackeren Männer, welche für diesen wichtigen Punkt besorgt sind, werden städtische Strassenarbeiter geheissen. Sie kommen heute mit Recht bis auf 420 Franken monatlich und mancher Bureauherr würde sich die eigenen Finger lecken, wenn er das Gleiche von sich sagen könnte. Merkt euch das. Punktum.»

Das wäre richtige Belehrung, und sie ist nötig, hat sich doch sogar einmal der Prediger Soergel, der sich mit meiner Frau geistig zu schaffen gibt, bei mir mit den Worten einschmeicheln wollen: «Auch Sie haben eine Seele! Wissen Sie das Herr Merki? Sie sind nur Strassenbütschgi, aber Arbeit schändet nicht.»

Aber damit kam er an die falsche Adresse. «Und Faulheit stärkt die Glieder,» sagte ich und zeigte ihm damit wie mit einem Blitzschlag, dass auch ich in der Bibel beschlagen bin.

Aber das Aergste ist, wenn man sich das von der eigenen Frau muss sagen lassen: Strassenbütschgi! Und doch ist das mir bei meiner Frau passiert. Nicht bei meiner Frau, natürlich, aber bei meiner ersten Frau. Das war der grosse Fehltritt in meinem Leben. Wenn mich einer fragte: «Herr Merki, wie konnten Sie nur?» — und das hat mich mein Advokat selber gefragt — so konnte ich nur antworten: «Herr Doktor, es war



„Morgens 3 Uhr prüft meine Frau, ob 5 cm Schnee gefallen sind ...“

der falsche Drang, welcher fälschlicherweise glaubt, das Bessere erstreben zu müssen. Aber es ist ja gar nicht das Bessere, es blendet nur, aber das kommt meistens erst zu spät heraus.»

Der Blick, der Männer zu  
Grunde richtet

Es ist schade, dass das gerade mich treffen musste, wo ich doch nie das war, was man in der populären Sprache einen Maitlischmöcker nennt. Nein, ich getraute mich schon gar nicht — und dann hätte ich mich auch geschämt. Ein Mann ist doch ein Mann. So habe ich nach dem Tanzen auch nichts gefragt und nach Abendunterhaltungen und solchen Dingen, die ja alle auf das Gleiche hinauslaufen. Ich habe mich mit echten männlichen Vergnügungen abgegeben, auch als ich noch ein junger Bursche war. Ich bin am Samstagabend mit meinen Kollegen auf den Uetliberg gegangen und dann haben wir auf dem Heimweg etwa die Gaslaternen ausgelöscht, oder auch im Springen musste jeder einen Stein auf sie werfen, um zu sehen, wer am meisten einschlagen kann, oder wir haben etwa einen Schild abgeschraubt und in die Limmat geworfen und einmal sogar vor einem Polizeiposten abgelegt. Alles solche wirklich lustige und männliche Sachen. Aber dann kam leider die grosse Abschweifung.

Das war so: Ich war in der Auffahrtsnacht mit ein paar Kollegen wieder auf dem Uetliberg. Aber als wir wieder hinabgingen, sagte der Larcher: «Das ist glatt, jetzt hauen wir es noch in die Alhambra, dort ist Tanz.» Da wurde ich schwach und ich bin mitgegangen. Aber wie wir hineingekommen sind, da rief es

von einem Tische gleich: «Salü Hans», und damit war der Larcher gemeint, «es hat etwa hier noch Platz, wenn ihr das sucht!» Da sassen drei Fräulein ganz allein. Da war jene, die gerufen hatte, nämlich eine Cousine vom Larcher und dann noch eine und dann eben noch eine, nämlich jene. Und gerade neben die kam ich zu sitzen. Vielleicht wenn ich viel getanzt hätte, wäre mir es nicht passiert. Aber weil ich meistens sitzen blieb und sie meistens auch, so sassen wir eben viel zusammen. Aber wenn man so sitzt und sitzt, so schaut man schliesslich unwillkürlich, mit was man sitzt und da sah ich, dass sie ein ebenes Gesicht hatte, gross und schlank war. Sie hatte eine Wut, weil der Josi nicht gekommen war, wo sie doch schon 6 Jahre mit ihm ging. Plötzlich aber sieht sie ihn, wie er mit einer andern zur Türe herein kommt, mit einer grossen Roten, dick und schneidig. Das hat ihr den Bogen gegeben. Sie nahm mich unversehens bei der Hand und sagte: «Sie, wir hauen auch einen.»

«Ich kann nicht tanzen, Fräulein!» sagte ich.

«Machen Sie keine Tänze», sagte sie. «Jeder kann tanzen. Ich will Sie schon lehren!»

Und schon standen wir auf dem Tanzboden und weil sowieso so viele getanzt haben, hat es wirklich keiner so recht gemerkt, dass ich nicht tanzen kann. Und weil ich dann schon den Tanzbändel gekauft hatte, tanzten wir eben weiter. Aber das Tanzen ist nichts für junge, gesunde Burschen, das behalte ich aufrecht. Gerade wenn man es sich nicht gewohnt ist, verwirrt es den klarsten Kopf. Und dann konnte sie wirklich schneidig tanzen. Wie wir wieder am

Tische gegessen sind, musste ich sehen, wie ich sie in meinem Wahn, ohne es zu merken, an ihrer Hand gegriffen hatte. Sie schaute mich nur so merkwürdig an. Ein solcher Blick kann Männer zu Grunde richten. Sie hatte keine Wut mehr, sondern eine schmeichelnde Stimme, und wenn man sie anschaute, so sah sie nach etwas aus. Es ist mir, wie wenn es heute wäre; wie sie so da sass mit einer rot geblümelten Bluse und dazwischen schaute so ein weisses Spitzchen heraus, so zart und weich. Wenn ich das Spitzchen sah, dann wurde mir ganz schwach. Sie drückte es immer wieder herunter. « Es ist eine echte Spitze », sagte sie dann, « es ist eine Brüsseler-Spitze ! » Aber sie kam immer wieder herauf und so mussten wir lachen.

*Du hast's mich heimgebracht*

Als der Tanz fertig war, da sagte sie : « So, Herr Merki, jetzt gehn wir nach Hause. » Aber ich war noch verlegen und sagte : « Nein Fräulein, ich gehe mit meinen Kollegen. »

Aber sie sagte : « Herr Merki, Sie sind ein Kavalier ! » Da war ich beim Ehrenpunkte gepackt, und wir gingen. Sie wohnte nämlich an der Langstrasse. Das ist ein ziemlich langer Weg in der Nacht von der Alhambra, und sie erzählte mir viel, wie der Josi ein schlechter Hund sei, und wie es einem zu denken gibt, wenn man schon verschiedene Jahre verschiedene Bekanntschaften hat und schliesslich ist doch für jede rechte Frau das Ziel die Ehe, denn was kommt sonst heraus ? Ich meine, ich konnte nur beistimmen, wenn ich es mir richtig überlegte.

« Haben Sie etwa auch eine herum, Herr Merki ? » fragte sie mich.

« Nicht dass ich wüsste », sagte ich.

« Dann sind Sie also noch frei und ledig ! »

Das musste ich bei rechter Ueberlegung selber zugeben. Vor der Haustüre blieb sie dann noch etwas stehen. Ich sagte : « Fräulein, ich glaube, ich gehe jetzt, es könnte uns sonst noch jemand sehen. » Sie aber sagte : « Herr Merki, Sie kennen doch das schöne Lied :

*Du hast's mich heimgebracht,  
drum gib's mir unverzagt  
auf meinen ria roten Mund einen... »*

Und dann lachte sie und gab mir einen. Das war nicht unangenehm. Ich sage es offen, es war angenehm. Und als sie sagte : « Morgen Abend, Herr Merki, kommen Sie zu mir, ich wohne nämlich mit meiner Mama ! », da sagte ich nicht nein.

Als ich dann dort war, rühmten beide, was für ein Starker ich sei. Die Mama hat selber mit dem Zentimeter meine Muskeln am Arm gemessen und freudig ausgerufen, es sei unerkannt. Ich wollte nicht pressieren, aber die Mama sagte, Hoffen und Harren macht manchen zum Narren, heiraten müsse man solange man jung sei. Wenn man einmal gestorben sei, dann sei es dann zu spät. Das wisse sie selber am besten. Die Mama war nämlich nicht richtig verheiratet, weil ihr Bräutigam leider gerade im letzten Moment gestorben war. Aber dabei war nichts Unebenes gewesen. Der Bräutigam war wirklich bis zum letzten Augenblick mit den besten Absichten umgegangen. Die Mama hat noch einen Brief von ihm vom letzten Tag, welcher das bestätigt. Sie hat ihn mir selber gezeigt.

Ich sagte, ich möchte es mir doch noch etwas überlegen, weil ich ein einfacherer

Charakter sei; aber auch von dem wollten sie nichts wissen. Mir fehle nur, dass man zu mir schaue, und wegen dem Geld heirateten sie etwa nicht, öppe he, das hätten sie nicht nötig. So sind wir halt schliesslich doch einig geworden und sind zusammen aufs Standesamt.

#### Das fünfte Rad

Ich will nun auch die guten Haare bei meiner Frau stehen lassen, sonst wäre es gegen meinen Standpunkt. Und sie hatte sie. Reinlich war sie und sauber wie geschleckt und punkto Ordnung in der Wohnung prima. Aber der erste Fehler war die Mama, denn sie wohnte bei uns. Oder eigentlich war es nicht so, sondern umgekehrt, ich wohnte bei ihnen, nämlich bei meiner Frau und der Mama. Mir war das bequem bekommen, so im ersten Augenblick. Man hatte sein Heim, es kostete nichts und die Gemütlichkeit war von Anfang an da. Das dachte ich nämlich, ich Jugendlicher. Aber mit der Gemütlichkeit war es eben nichts.

Wenn ein städtischer Strassenarbeiter von der Arbeit kommt, ist er hie und da nicht der Trockenste. Er hat Schuhe an

den Füßen, und nicht immer die saubersten. Nun nenne ich Gemütlichkeit, wenn ich zu Hause den Kittel ausziehen kann, aber nicht die Schuhe. Aber da dachte meine Frau gerade umgekehrt. «Es ist keine Höflichkeit», sagte sie, «in Damengesellschaft zieht man den Rock nicht aus, aber die Schuhe zieht man aus. Dazu sind deine dicken Socken da.»

Was das Kochen anbetrifft, möchte ich ihr keinen Stein in den Garten werfen. Ich sage nur: Wähen und Tee sind für den städtischen Strassenarbeiter kein männliches Abendessen. Ich sagte: «Am Samstag geht das noch an, das hatten wir daheim auch nicht anders. Aber jeden Abend macht einen dummen Kopf. Es gibt keine Kraft in die Glieder.»

Am Anfang hatte ich noch einen Einfluss auf sie und ich konnte von Zeit zu Zeit einen Servelat erzwingen. Aber die Würste wurden immer seltener und die Wähen immer häufiger. Trotzdem behaupte ich, Wähen allein machen eine Ehe nicht unglücklich, ausser für einen materialistischen Kopf, der ich nicht bin. Nur waren meine Frau und die Mama leider Damenschneiderinnen und verdienen

mehr als ich leider damals verdiente. Ich bin nicht dagegen, dass die Frau sich einer Arbeit hingibt, im Gegenteil. Je mehr die Frau schafft, desto besser für sie, nur sage ich, sie sollte nie soviel wie der Mann verdienen, sonst steigt es ihr in den Kopf und sie wird aufässig. Wenn der Mann der Frau den Zahltag heimbringt, so soll sie froh und glücklich sein und freudig denken: «Das ist nun mein Ernährer.



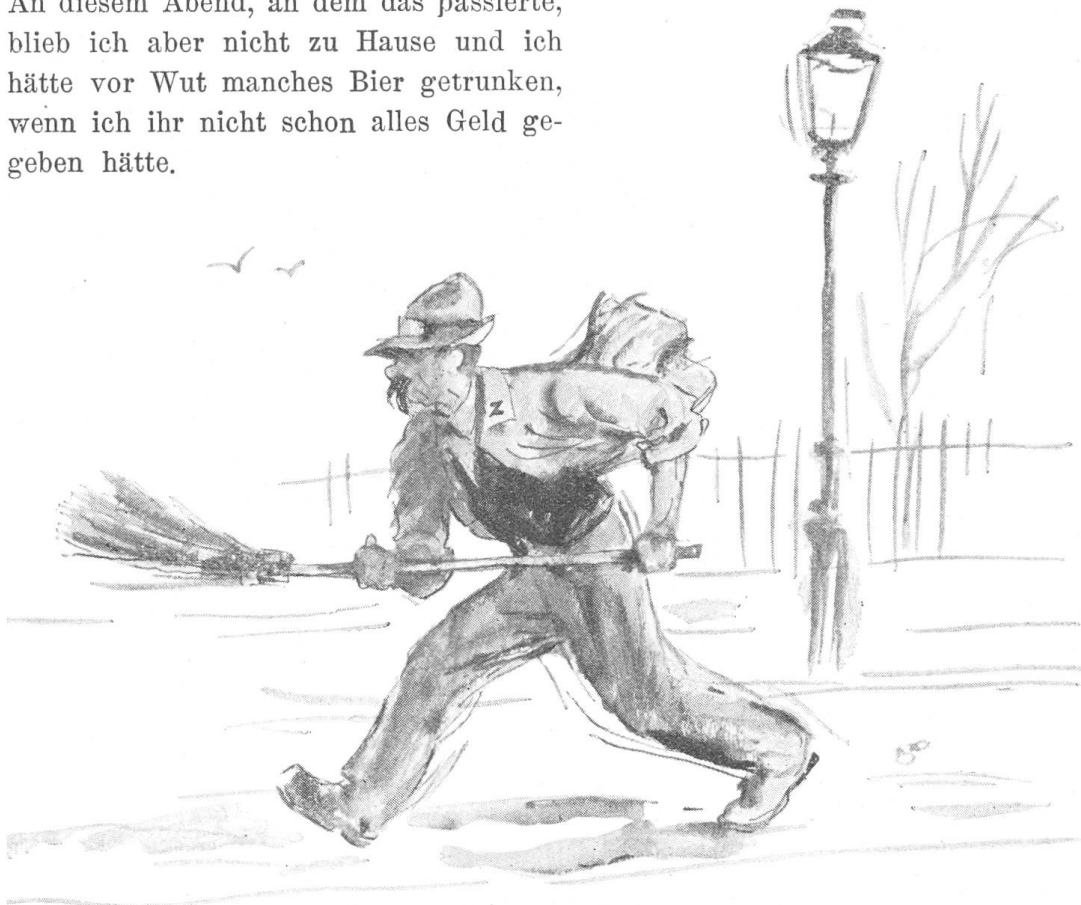
Er schafft und schafft, alles nur für mich. Er ist doch ein Lieber, der Heiri, alle Hochachtung, Potz, Potz! »

Dieses echt weibliche Benehmen war leider bei Frieda nicht vorhanden. Wenn ich ihr den Zahltag zur Ueberraschung unter den Teller legte, nahm sie ihn beim Abräumen nur so obenhin in die Hand, zählte das Geld und sagte: « Was meinst du Mama, von dem allein würden wir keine grossen Sprünge machen, soviel kostet ja allein der Venezianische, das war der neue Spiegel nämlich, aber vom Kronleuchter vom Luick nicht zu reden. »

Bei dieser Gelegenheit fiel auch zum erstenmal das böse Wort. Ich sagte nämlich: « Dann hättest du eben einen Grafen heiraten sollen. » Worauf sie sagte: « Nein, nur keinen Strassenbütschgi. » An diesem Abend, an dem das passierte, blieb ich aber nicht zu Hause und ich hätte vor Wut manches Bier getrunken, wenn ich ihr nicht schon alles Geld gegeben hätte.

Von diesem Tag an hiess es Strassenbütschgi hinten und Strassenbütschgi vorn. Das wäre schon genug zum Davonlaufen gewesen, aber es war immer noch nicht alles. Wie ich nämlich einmal einen Unfall an der Hand hatte, bin ich früher nach Hause gekommen. Aber wen traf ich da gemütlich auf dem Kanapee, ein Bier vor sich, eine Schinkenwurst, und auf dem Knie die Frieda: Das war der Josi. Und was mir fast noch am meisten ins Herz schnitt, die Mama sass auch dabei und sah meine Schmach.

Jetzt habe ich mich schon manchmal gefragt, woher kommt es, dass ich so gefasst war. Ich habe nur geschaut und wieder geschaut, aber kein Wort verloren und bin mir nichts dir nichts, so wie ich war, in die Klappe. Etwa nach einer





Stunde ist dann die Mama gekommen und sagte: « Unter anständigen Menschen nimmt man nichts von der falschen Seite. Du weisst, die Frieda ist früher mit dem Josi gegangen, und jetzt ist er nur gekommen, um wegen der Hochzeit zu gratulieren. Er ist nämlich arbeitslos, weil ihm immer diese Frauenzimmer zwischen die Arbeit kommen, weil es ein hübscher ist. Und da musste doch die Frieda ihm etwas Trost zusprechen. Das begreifst du wohl. Sei wenigstens dies einmal nicht auf den Kopf gefallen. » Auch die Frieda ist gekommen mit Tränen in den Augen: « Du nimmst das doch nicht von der falschen Seite. Ich wollte dem Josi ja nur zeigen, dass ich es ihm nicht mehr krumm nehme wegen früher, und er hat selbst gesagt, Du seist noch ein stattlicher und gewiss nicht der Dümme. »

Dann hat sie so schön geweint, dass mir selber die Tränen gekommen sind, und ich habe ihr noch den ganzen Abend Umschläge gemacht um den Kopf, wegen dem Kopfweh, welches sie hatte, für den Fall, dass ich es falsch verstehen könnte. An meine Hand mit dem Unfall dachte ich gar nicht mehr. Die Mama hat dann Bier geholt und Fleischkäs. Ich durfte den Kittel ausziehen, und so haben wir an diesem Abend vielleicht noch den glücklichsten Abend in meinem Eheleben verbracht. Aber es war nur kurze Zeit.

An der Fastnacht ging die Frieda mit einer Droschke an den Tonhalle-Maskenball. Sie ging als Orangenhain und die Mama als ägyptische Prinzessin. Ich wusste überhaupt erst am Abend, dass sie gingen. Als ich sagte: « Meine Frau geht auf keinen Maskenball », da sagte sie nur schnippisch: « Ob deine Frau

geht, weiss ich nicht, auf jeden Fall gehe ich, und überhaupt geht ja die Mama mit als Anstandsdame. »

Ich sagte: « Was eine anständige, verheiratete Frau ist, geht nicht auf den Maskenball. Frauen gehören nicht auf den Maskenball », da lachte sie nur und sagte: « Dann kannst du ja auf einen Maskenball, wo nur Männer hingehen. »

Ich habe in dieser Nacht bis gegen 11 Uhr kein Auge zugetan. Und als ich so gegen 5 Uhr erwachte, da kommt eine ganze Gesellschaft in die Wohnung herein. Der Orangenhain mit einem Zigeuner, die ägyptische Prinzessin mit einem Domino, ein Pfannenribeli mit einem Mönch und eine Sennerin mit einem Mann, der als Luftballon verkleidet war. Die Frieda machte einen Solotanz und die Mama machte, ganz freudig aufgeregt, einen Kaffee. Als ich etwas meine Meinung sagte, da packten mich zwei der Böggen und schlossen mich einfach in das Schlafzimmer ein. Als ich wieder heraus konnte, packte ich mein Kofferli und bin nie mehr in diese Wohnung zurück. Nur am Abend habe ich noch meine Kleider und Waren abgeholt.

Wer einmal verheiratet war,  
ist seiner Lebtag nicht mehr  
ledig

Jetzt, was die Scheidung anbetrifft, da sage ich kein Wort. Nein, da sage ich kein Wort. Was in einer Scheidung alles verhandelt wird, darüber spricht ein anständiger Mensch kein Wort. Ich war also wieder ledig. So meinte ich. Aber wer einmal verheiratet war, ist seiner Lebtag nicht mehr ledig, er fühlt sich am Abend einsam und betroffen. Wenn ein verheirateter Mann einen Knopf ab-

sprengt, so denkt er vergnügt: « So, jetzt hat doch die Frau wieder etwas zu schaffen. » Aber wenn er ihn nachher am Abend noch selbst wieder annähen soll, dann ist es nur eine halbe Freude. Ein städtischer Strassenarbeiter bekommt ja einen Hut, einen Mantel, eine Bluse und eine Pelerine. Aber den Hut und den Mantel und die Pelerine muss er drei Jahre tragen, die Hose und die Bluse ein Jahr und den Kittel und die Stiefel zwei Jahre. Und dann muss er sie erst noch schön im Zustand halten, wegen der Kleiderinspektion. Da ist einer, der nicht seine eigene Frau hat, schwer im Nachteil. Wenigstens ein Mann, der den ganzen Tag mit der Reinigung zu tun hat, möchte am Abend nicht noch sich selber reinigen, währenddem die Frau es gerne macht, je schmutziger die Kleider sind, desto mehr sieht sie, wie böse es der Mann eigentlich hat. Vom Flickern gar nicht zu reden. Wer den ganzen Tag auf den Füßen ist, kann nicht wie ein Bureauherr sechs Wochen die gleichen Socken tragen. Sonst gibt es nur noch mehr Löcher. Aber ein Mann, der die eigenen Socken flickt, ist ein trauriger Anblick. Hingegen gehört es für eine rechte Frau am Abend zum schönsten Zeitvertreib, sich mit etwas von ihrem lieben Mann nützlich zu beschäftigen.

Ich ging ja meistens zu der Witwe Hüni, welche damals die Bäckerei und die Wirtschaft an der Werdstrasse hatte. Es war eine vernünftige Person. Sie sagte manchmal: « So ein Arbeiter, der am Abend sein Bier trinkt und wieder geht, ist mir hundertmal lieber als ein Stehkragenproletarier, der einen Kaffee nimmt und daran drei Stunden sitzen bleibt. »

Die Witwe Hüni war kein blühendes Geschäft, es hatte nicht viele Gäste. So sass sie oft bei mir. Wir haben dieses und jenes Wort zusammen gesprochen. « Herr Merki », sagte sie mir manchmal, « ein Mann wie Sie braucht Familie. Wie ich Sie kenne, sind Sie der geborene Familienvater. Ein kächer Mensch, gesund und noch mehr als rüstig. Sie könnten an jedem Finger eine haben. Aber eine rechte Person müsste es sein. Eine Person, was eine Person heisst. Die nicht auftrumpft hinten und vorn. Eine rechte Witwe zum Beispiel. Mit einem Wort: Eine Person. » Sie würde gerne unter ihren Bekannten für mich schauen, wenn sie mehr Zeit hätte. Aber ich soll mich auch selbst umtun.

#### Die Fata Morgana

Wenn einem eine rechte Frau so etwas sagt, so streicht sich das wie Honig unter die Nase. Es tut wohl. So tat es mir. Aber welche? Das war die Frage. Wie ich aber wieder einmal bei der Witwe Hüni sitze, schon so gegen die Neune, so kommt mir plötzlich eine Idee. Ich sitze da und denke an nichts. Aber plötzlich kommt sie: eine Fata Morgana, die Gertrud Stump. Ich sehe sie so vor mir, wie sie noch war, als sie mit mir in die Schule ging — und dann — kannte ich nicht ihren Bruder? Ob sie immer noch ledig war? Das musste ich wissen.

Mit der Gertrud Stump war es nämlich so. Der Lehrer Kuhn hatte nämlich den Brauch, dass er nach einem Diktat alle Schüler der Reihe nach aufstellte. Der, welcher am meisten Fehler hatte, musste auf das Pult stehen. Wer am zweitmeisten hatte auf den Stuhl, und dann die ganze Reihe bis ganz hinten im Zimmer.



Die auf dem Pult war meistens die Gertrud Stump gewesen. Aber der auf dem Stuhl ich. Die Gertrud hat immer so geweint, wie sie auf das Pult musste und sie hat mir so leid getan, dass ich ihr sogar einmal heimlich einen Bleistift geschenkt habe, obschon ich, wie gesagt, kein « Maitlischmöcker » war.

Ich hatte sicher mehr als 20 Jahre nie mehr an die Gertrud gedacht. Aber jetzt wusste ich: Vielleicht die oder keine. Ihr Bruder arbeitete doch in der Neumühle. So passte ich ihm einmal auf. Und ich traf ihn und fragte: « He, Georg, sieht man dich auch wieder einmal und à propos die Gertrud? »

« Wer? » fragte er.

« Hä, die Gertrud. »

« Ich kenne keine solche. »

« Und dann deine Schwester? »

« Jäso, die Trudy! Sie dient doch bei einer Familie an der Weinbergstrasse! »

« Ist es eine bessere Familie? » fragte ich.

« Sowieso, wo er doch Prokurist ist, der Leimgruber. »

Jetzt wusste ich aber, was ich wissen wollte. Ich schaute noch am gleichen Tag bei der Witwe Hüni im Adressbuch nach, wo denn dieser Leimgruber wohnte, denn das Adressbuch hat extra für diesen Zweck eine besondere Abteilung: « Die Häuser und ihre Bewohner. » Und o Glück, er wohnte da.

Am andern Sonntag machte ich mich fein raus. Ich hatte es mir schon ausgerechnet, so bis um 1 Uhr isst die Herrschaft und dann noch das Abwaschen und dann noch das Schönmachen. Aber so um 2 Uhr da kann sie schon herauskommen. Ich ging aber schon um 1 Uhr hin und spazierte auf und ab und auf und ab. Zuerst dachte ich: hoffentlich kommt

sie nicht mehr, weil ich mich genierte. Aber als sie lange nicht kam, wurde mir immer ärger. Es wurde mir ganz heiss im Kopf und ich dachte: Wenn sie nur kommt. Und wirklich, als es gegen die 4 Uhr war, da kommt sie auch schon. Und — das glaubt mir jetzt vielleicht einer nicht — ich kannte sie auf den ersten Blick. So etwas Anständiges in den Augen, nichts Uebertriebenes, aber heimelig und wohl. Ich gehe geschwind, wie wenn ich pressieren müsste, und bleibe gerade vor ihr stehen: « Entschuldigen Sie, Fräulein, aber sind Sie nicht die Fräulein Stump? »

Sie schaut mich an und wird ganz rot.

« Heiri! » ruft sie, und sagt, « entschuldigen Sie, Herr Merki, dass ich Heiri sagte, es ist mir so herausgeschlüpft. Ja, leben Sie noch? »

« Es scheint, es scheint, und wie es scheint auch Sie. »

« Man macht, was man kann », sagt sie und blickt mich mit ihren braunen Augen so heimelig an.

« Sind Sie pressiert Fräulein? »

« O, nicht apartig, ich gehe nur die Läden anschauen. » Es war nämlich gerade Dezember.

« Gestatten Sie, Fräulein, wenn Sie es nicht übel nehmen, so komme ich auch mit. »

Und wir gingen zusammen. Und da wusste ich, was rechte Liebe heisst. Ich meine natürlich, das ist ein Uebergang. Ich meine so die heisseste Liebe. Aber wenn ich denke, dass ich mit der Trudy mehr als 20 Jahre verheiratet bin, so muss ich doch sagen, etwas ist doch daran, das bleibt.

Ich bin der Witwe Hüni heute noch dankbar dafür, dass sie mich auf die Idee gebracht hat, wenn sie mir auch

auf die Hochzeit eine wüste Karte geschickt hat mit dem Inhalt :

*« Dem Lump, die Stump »*

*Eine, die etwas Besseres verdient hätte*  
*Paula Hüni, Witwe*

#### Die Bündel am Kragen

Wenn einer meine Frau fragt : « Ja was ist denn Ihr Mann, Frau Merki ? », so sagt sie « ein Graduierter », und lacht verschmitzt. Ich habe das nicht gern. Wenn einer etwas ist, so braucht er damit nicht aufzutrompfen. Es ist ja wahr, ich bin nicht gewöhnlicher Strassenarbeiter, sondern Strassenwärter und habe meine Bündel am Kragen, wie andere auch. Aber ich mache kein Aufsehen damit. Und Strassenwärter ist auch nicht alles auf der Welt. Wenn ich zum Beispiel einen Sohn hätte und der käme an einem schönen Abend zu mir und würde fragen : « Lieber Vater, es ist Zeit, dass man daran denkt, wegen dem Beruf », so würde ich sagen : « Lieber Alphons, es ist nicht alles Gold, was glänzt; aber wenn ein Strassenwärter auch nicht glänzt, so hat er doch sein gesichertes Auskommen. Jetzt mach es, wie du willst. Dein Vertrauen ehrt mich, aber Alter schützt vor Torheit nicht. »

Und ich wäre gar nicht pickiert, wenn er etwas anderes werden wollte, wenn ich einen Sohn hätte, aber ich habe keinen, aber wenn ich einen hätte, müsste er Alphons heissen, denn Alphons ist ein schneidiger Name.

Ich habe ja auch nicht schon in der Wiege gesungen, dass ich Strassenwärter werden wolle. Im Gegenteil. Ich wollte Sattler werden, weil doch der Herr Grob auch Sattler war, und es so angenehm roch in seinem Laden. Das macht näm-

lich viel aus bei einem Knaben. Aber mein Vormund sagte : « Alles was recht ist, Heiri, aber eine Lehre ist mehr für die Hablichen, hingegen du solltest mehr darauf schauen, dass du deiner Mutter auch eine Stütze bist und bald etwas verdienst. » So bin ich bei ihm Ausläufer geworden. « Es kommt jetzt ganz auf dich an, Heiri », sagte er, « wenn du dich machst, so kannst du dich zum Magazinier emporarbeiten. » Aber als ich mich schon fast emporgearbeitet hatte, machte er Konkurs.

Weil es Winter war und ich keine andere Arbeit finden konnte, habe ich mich als Schneeschaufler bei der Stadt angemeldet. Das wäre nur vorübergehend gewesen. Aber dann hat es alle Tage geschneit. Alle Tage, wenn man am Morgen den Schnee weggeräumt hatte und man meinte, jetzt sei es dann fertig, dann fing es wieder an. Bei dieser Gelegenheit bin ich anderthalb Monate dabei gewesen und plötzlich hat es geheissen, man könne den Mann (das war ich) behalten. Die Vorarbeiter, die schauen ihre Leute halt schon an und merken es am Charakter, ob einer als städtischer Arbeiter taugt. Im andern Frühling bin ich dann fest angestellt worden.

#### Das Strasseninspektorat versagt nie

Ich habe mir schon oft gesagt, so ein Bureaukrat, der den ganzen Tag auf dem Bureau sitzt und unnötige Sachen schreibt, ist eigentlich gar nicht auf dem Laufenden, was in der Welt alles vor sich geht. Da ist es bei einem Strassenwärter schon ganz etwas anderes. Er merkt es notgedrungen, wenn es wieder Frühling wird oder Winter oder Som-

mer oder Herbst. Er ist nicht auf den Kalender angewiesen. Ich behaupte, in dieser Beziehung spukt in jedem Strassenarbeiter ein Bauer herum, punkto Bodenständigkeit, denn punkto Geist sind wir ja wieder ganz Großstädter. Wenn ich so an einem schönen Frühlingsmorgen am Znüni sitze, zwischen halb neun und neun Uhr, wie es das Reglement vorschreibt, und die Strassen so schnell trocken sind und doch noch nicht viel Staub, dann denke ich manchmal selber, es sind doch arme Hagel, die jetzt im Bureau sitzen, wenn sie schon stolz sind. Nein, ich möchte nicht mit ihnen tauschen. Während im Winter ist es manchmal gerade wieder umgekehrt. Nicht wegen der Arbeitszeit, die ist ja Sommer und Winter gleich, von  $\frac{1}{2}$  6 bis 12 und von 2 bis 6 Uhr, nur, dass wir im Winter am Nachmittag schon um  $\frac{1}{2}$  2 Uhr antreten müssen bis  $\frac{1}{2}$  6 Uhr. Aber ob wir im Sommer um 4 Uhr zum Frühdienst antreten müssen oder im Winter, das ist ein grosser Unterschied, das kann ich jedem sagen, der es nicht selber weiss. Und dann ist im Winter nicht nur der reguläre Frühdienst, sondern jedesmal wenn über Nacht mindestens fünf Zentimeter Schnee fällt, muss die ganze Mannschaft antreten. So steht es in der Verordnung. Das macht meine Frau mit dem Finger. Sie steht um drei Uhr auf, geht vor das Haus und steckt den Finger hinein. Ich kann mich ganz darauf verlassen, ich habe in den 26 Jahren, die ich dabei bin, noch nie einen Verweis bekommen. Hingegen bin ich schon oft um vier Uhr ins Magazin gekommen und wollte antreten, dann aber hiess es, es sei nichts, es habe zu wenig Schnee. Das habe ich dann dem strengen Mäss mei-

ner Frau zu verdanken. Ich habe schon oft gesagt, jetzt das nächstemal stehe ich selber auf, aber wenn sie dann darauf besteht, will ich nicht das letzte Wort haben, besonders wenn es im Bett noch so heimelig ist.

Bei grossem Schneefall werden einem ja die provisorischen Schneeschaufler zugeteilt. Da kommt es so recht an den Tag, dass es zu einem Strassenwärter mehr als zwei Arme und zwei Beine braucht, sondern auch noch einen Kopf zum Disponieren. Denn provisorische Schneeschaufler setzen sich zum Teil aus einer gemischten Gesellschaft zusammen. Es wäre ja auch ohne Verstand, zu verlangen, dass sie sich aus lauter Professoren zusammensetzen. Deshalb dürfen provisorische Schneeschaufler nie allein gelassen werden. Bevor die Arbeit anfängt, verteile ich sie und gebe die kurzen aber bestimmten Anleitungen, welche das Reglement vorschreibt, und bin immer wie der Teufel dabei, damit es nachher nicht wieder heisst: «Das Strasseninspektorat hat vollständig versagt», wie es einmal unverantwortlich im Tagesanzeiger gestanden hat. Wenn es damals nicht wegen meiner Frau gewesen wäre, so hätte ich ihn beinahe abbestellt, denn es ist eine Gemeinheit, die Obrigkeit so anzugreifen. Es ist noch weniger wegen dem Strasseninspektorat, sondern weil damit auch ein Hieb auf die wackeren Strassenwärter fällt, welche immer ihre Pflicht tun, soweit möglich.

### Die Unterwelt

Es herrscht leider in der Bevölkerung noch ein grosses Vorurteil, die städtischen Strassenarbeiter seien nur für das Strassenwischen da. Aber es gibt keinen

Strassenwischer, der nur Strassen wischt. Das bitte ich zu notieren. Jede moderne Stadt hat ja ihre Unterwelt, das sind die Schlammsammler, die sogenannten Schalen oder Dolen, tiefe Gehäuse, und in halber Höhe sind sie durch Kanäle verbunden. Das schwere Zeug geht in die Tiefe und bleibt unten liegen. Von Zeit zu Zeit wird es dann mit Kellen an langen Stielen herausgefischt. Auch die Kanäle müssen von Zeit zu Zeit geputzt werden. Da hat es Einsteigeschächte und durch die Kanäle wird der sogenannte Hund mit der Kette und der Kurbelwelle durchgezogen. Der Hund hat genau den Durchmesser von der Kanalröhre und nimmt alles mit, was im Kanal drin ist. Früher hat man in den Kanälen bloss Strassenmist gefunden, jetzt kommt leider auch noch der private Mist dazu. Das war ja der Zweck der Schwemmkanalisation. Mir ist das Kübelssystem sympathischer gewesen, da hatte doch noch jedes Haus, wie es sich gehört, auch seinen eigenen Kübel.

Aber heute muss das Individuelle ja überall zurücktreten, deshalb sammeln die Kanäle alles in der Nähe des Klosters Fahr. Das ist dort an der Limmat in der Höhe vom Gaswerk Schlieren. Da kommt dann der ganze Unrat der ganzen Stadt auf einmal zum Vorschein und wird in grossen Bergen aufgetürmt und zu Kochgas verbrannt. Das sei noch besser als das Kohlengas, ich habe es selber in einer Schrift von zwei Professoren gelesen, die es ausprobiert haben. Ich verstehe es selber nicht so ganz, aber sobald meine Frau etwas besser auf den Beinen ist, gehen wir einmal zusammen ins Kloster Fahr hinunter und dann werde ich ihr das neue System erklären.

Wenn die Regierung vor der Einführung der Schwemmkanalisation einige praktische Fachmänner um ihren Rat gefragt hätte, so hätte ich gesagt: Meine Herren, überlegen Sie es wohl, solange jedes Haus noch seinen eigenen Kübel hat, so ist noch nichts verloren, wenn es auch in den Abtritt fällt. Jedoch was einmal im Kanal ist, da gibt man besser jede Hoffnung auf.

So ist es auch herausgekommen. In den Kanälen findet man zur höchsten Seltenheit etwas Anständiges, etwa ein Gebiss oder einen Ehering, während es früher noch alle Tage vorkam, dass man etwas aus einem Kübel herausfischen konnte, eine Brille oder ein Banknötli. Dafür hat man dann für das Herausuchen 5 Franken bekommen. Für den, der die Arbeit gemacht hat, war es nicht zu teuer bezahlt. Aber die Arbeit im Schacht und in den Kanälen ist noch viel weniger ein reines Vergnügen und es ist nichts zuviel, dass dafür Zuschläge bezahlt werden, 25 Prozent für die Arbeit im Schacht und 50 Prozent für die Arbeit im Kanal. Bei Reinigung von Privatdolen « je nachdem die Arbeiten in höherem Masse Ekel erregen ». Mich erregten sie immer im höchsten Masse. Aber auf das Individuelle wird eben nicht abgestellt. Rationalisation, das ist der Trumpf.

Jeder, der das Strassenleben beobachtet, hat schon über die neuen Strassenputzwagen gelacht. Da müssen nämlich sechs Mann dabei sein und dann bringen sie erst nicht soviel fertig, wie wenn unser-einer ganz allein geht. Aber das aller-schönste ist der Gummiwagen. Wenn diesen nicht ein Stehkragen ausgeheckt hat, dann will ich selbst einen tragen.

Da müssen nämlich zwei Mann den ganzen Tag dabei sein. Und wenn etwas klebt, Lehm oder so etwas, dann müssen sie erst noch hintendrein gehen und aufstossen. Denn was ein rechter alter Rossbollen ist, der auf dem Boden liegt, so geht er mit dem besten Willen nicht weg. Ich habe schon oft zu meiner Frau gesagt: «Tausendmal schöner ist es doch noch gewesen, als man am Morgen mit dem Schlauch alles hinuntergeschwemmt hat. Man hat den Dreck weggebracht und die Schale ist sauber gewesen. Jetzt ist die Strasse nur halbsauber und die Schale voll Dreck.» Aber auch persönlich bietet das Arbeiten mit dem Schlauche mehr Befriedigung. Wer selber mit dem Schlauche spritzt, hat noch das Gefühl, er ist etwas. Das war ja noch manchmal lustig, wie so ein Prokurist gedacht hat, nein, ich weiche nicht aus, der getraut sich nicht, mich anzuspritzen, aber sich im letzten Moment doch noch besser besonnen hat und mit einem bösen Lächeln auf die andere Seite ging, wie wenn ersowieso hättehinübergehen wollen.

H i e h e r P a p i e r u n d M a k u l a t u r ,  
z u s c h o n e n d o r t d i e P r a c h t s n a t u r

Wenn man von Strassenarbeitern spricht, so gibt es eigentlich zweierlei: Die Alten und die Jungen. Die Jungen wissen eigentlich noch nichts und sind mehr für die beschwerlichen Arbeiten da und das Mechanische. Sie sind noch manchmal stolz mit ihrem blöden Gummwagen, während wir Alten mehr zum Strassenwischen verwendet werden, weil es dazu die selbständigeren Charaktere braucht.

Der Prediger Soergel trifft es bei mir selten mit seinen Komplimenten. Das kommt wohl davon, dass er weniger mitten im

Leben steht und mehr auf die Frauenwelt angewiesen ist. So hat er mir einmal gesagt: «Herr Merki, das ist wohl manchmal ein eintöniges Werk, das Strassenwischen.»

«Herr Soergel», habe ich gesagt, ich sage ihm nämlich nie Herr Prediger, weil ich vom Herrn Zündel genau weiss, dass er kein anständiges Pfarrereexamen hinter sich hat, wie andere Pfarrer auch, sondern nur sich selber zum Prediger einsetzte, «Herr Soergel», sagte ich also, «damit haben Sie wieder einmal daneben hinausgeschossen, es ist ja gar nicht eintönig, wenigstens für den, der Ohren hat zum Hören und Augen zum Sehen.» Ich rede nämlich absichtlich so mit ihm, damit er nicht meint, er sei der einzige, der in der Bibel gelesen hat.

Beim Strassenwischen lernt man die Menschen kennen. Da gibt es nämlich junge Herren, Herren mit Fragezeichen, die einem in den schönsten Misthaufen hineintreten oder gerade eine Zigarettenschachtel auf die Strasse werfen, wo man sie gereinigt hat. Früher bin ich dann in eine Wut gekommen, besonders wenn da noch einer gemeint hat, nur so von einem Strassenbütschgi lasse er sich nichts befehlen. Heute nehme ich es ruhiger. Wenn sie mir etwas sagen, so schaue ich sie nur so lächerlich von unten bis oben an. Aber es gibt auch wieder andere Leute. Zum Beispiel sah ich einmal eine Dame, eine richtige Dame, ganz bleich und alt, wie sie sich selber in die Knie hinunterliess, um ein Stück Papier eigenhändig in die Dole zu werfen.

Wenn den Kindern eine Balle in die Dole fällt, so bin ich gern dabei und nehme sie heraus, nur dürfen sie sich nicht selbst am Dolendeckel zu schaffen machen, sonst kann ich wütend werden.



Besonders aber, wenn sich noch ein Erwachsener einmischt, der nichts in der Dole verloren hat, wie zum Beispiel der Milchmann Baumgartner früher, der sich immer selber in die Dole hinunterliess und dann nicht mehr allein heraus konnte, weil er zu dick war. Dann kamen die Dienstmädchen von allen Seiten, um ihn herauszuziehen. Aber das war ja gerade der Grund, weshalb er es tat. Ein solcher Satyrmensch, ich würde mich genieren, wenn ich Familienvater wäre.

Ein anderer hätte mehr davon

Darüber, was auf der Strasse gefunden wird, gehen in der Bevölkerung auch noch ganz falsche Gerüchte herum. Als ich einmal meinem Gottenkind auf die Konfirmation eine antiquarische Uhr geschenkt habe, sagte der Vater noch hämisch zu ihm: « Siehst du, Jean, solche findet nun dein Götti jeden Tag auf der Strasse. Das ist nichts anderes in seinem Beruf. » Das hätte ein Witz sein sollen. Aber ich habe nicht gelacht. Es ist an und für sich die grösste Ausnahme, wenn man überhaupt etwas findet auf der Strasse. Jetzt, was mich betrifft, so finde ich noch ziemlich viel. Ich bin gut angeschrieben im Fundbureau, weil ich da keine Ausnahme mache, was ich auf der Strasse finde, wird ins Fundbureau gebracht. Da bin ich wie ein Satan darauf. Vor zwei Jahren habe ich zwei Uhren gefunden, eine goldene und eine silberne Damenuhr. Aber auch was Portemonnaies sind, so gebe ich sie jedesmal ab. So bin ich doch aus der Sache draussen, mag es geben, was es will. Ich habe schon manchmal gedacht, eigentlich ist es schade, dass gerade ich soviel finde, ein anderer hätte mehr davon.

Der Tramverkehr ist unbedingt nötig

Der beste Fortschritt, den die moderne Zeit gebracht hat, das ist der harte Belag auf den Strassen, das muss ich selber anerkennen. Das ist eine wahre Wohltat gegen früher, wo man noch die chaussierten, das heisst die gekiesten Strassen hatte. Da hat man ganze Wochen lang an einer Strasse den breiten Besen gestossen und war voll bis an die Ohren hinauf. Nein, das kommt heute nicht mehr vor, höchstens in den Ausenquartieren. Es hat auch lange nicht mehr soviel Reparaturen, wie bei den chaussierten Strassen, die bei jedem Regen abgenutzt wurden, so dass man den Schlamm beseitigen musste. Unvernünftig hingegen ist, wie der Verkehr zugenommen hat. Vor allem die Autos. Etwas gebe ich ja zu, wenn es so viele Fuhrwerke gäbe, wie es Autos gibt, dann wäre es wegen der Rossbollen nicht auszuhalten. Aber das ist noch der einzige Vorteil, den die Autos haben, und da können sie nichts dafür. Ich glaube, es gäbe noch viele Automobilisten, die würden noch so gerne Rossbollen machen, wenn sie nur könnten, nur um die Strassenwischer zu ärgern. Sie haben uns ja sowieso jede Gemütlichkeit genommen. Man muss ja die Hälfte der Zeit nur darauf verwenden, nicht überfahren zu werden. Aber dabei darf man nicht unsicher herumspringen. Wenn Gefahr droht, hohe Gefahr, dann stehe ich bockstill und weiche nicht. Ich ginge auch nicht auf die Seite, wenn zwanzig Auto und Fuhrwerke kämen. Die Autos sind dafür verantwortlich zu machen, dass es mir jetzt dann schon bald gleich ist, wenn ich älter werde.

Aber ich bin nicht unbedingt gegen

den Verkehr. Man muss da Unterschiede machen. Der Tramverkehr ist mir zum Beispiel nicht unsympathisch. Wir müssen eben vom Standpunkt ausgehen, dass der Tramverkehr unbedingt nötig ist. Er ist eine eminente Einnahme der Stadt Zürich. Wenn wir den nicht hätten, könnte die Stadtverwaltung den städtischen Arbeitern den Lohn nicht zahlen. Von den Steuern allein könnten wir nicht leben. Das muss jeder Einsichtige selbst einsehen. Besonders da wir ja noch selber Steuern zahlen müssen, was bei den städtischen Arbeitern ein Unrecht ist, weil wir doch selbst schon den ganzen Tag für die Stadt schuften. Hingegen würde es gar nichts schaden, wenn die Städtischen auf den Bureaus mehr steuern müssten, weil doch sie es sind, die von der Stadt nutzniessen.

#### Die hohe Politik

In dieser Beziehung wäre noch manches gut zu machen. Aber das ist schon Politik. Und darin war ich nie Spezialist. Ich bin, wenn ich am Sonntagmorgen gerade vor dem Mittagessen noch gerne einen kleinen Spaziergang mache, weil die Frau noch nicht fertig ist, gerne dabei, auch meine Bürgerpflicht zu erfüllen und stimme rot. Denn ich sage, rot ist schliesslich doch die Partei für die Werktätigen. Ich habe früher nicht rot gestimmt, weil meine erste Frau sozial gesinnt war. Sie sagte immer: Ja, es wird auf der Welt ein grosser Schmutz getrieben. Dem sollte Abhilfe geschaffen werden. Aber wie soll es vorwärts gehen, solange es unter den Arbeitern noch solche bestimmte Leute gibt? Damit meinte sie aber mich. So dumm war ich wieder nicht, dass ich das nicht merkte. Darum

habe ich ihr zu leid nicht rot gestimmt. Aber dann, wie ich schon geschieden war, habe ich einmal, an einem Sonntagabend, den Umzug gesehen. Das war der Umzug wegen dem Stadtrat Pflüger, eben als er zum Stadtrat gewählt wurde. Da ist eine Musik am Abend durch die Stadt gezogen und vorn haben sie sein Porträt getragen. Ein schöner Mann mit einem Bart und viel Haar und einer Denkerstirn, und hinten sind die Arbeiter gegangen. Und alle hatten grosse Freude. Da dachte ich mir, es ist doch nicht recht, wenn du nicht auch für das Internationale eintrittst.

Es hat ja auch jetzt im Stadtrat Rote, sogar der Präsident, der Klöti, ist rot. Und was man so im allgemeinen von ihm hört, so scheint man nur das beste zu vernehmen. Sogar der Herr Zündel, der doch schwer bürgerlich ist, mit seinem Garten, sagte einmal, den könnte man noch überall brauchen, wenn er nur nicht rot wäre. Aber ich sage mir, was Stadträte sind, sind ja alles bessere Herren, welchen alle Hochachtung gebührt. Hut ab, Ehre, dem Ehre gebührt!

Und wess Brot ich ess, dess Lied ich sing.

Hier sind die starken Wurzeln  
deiner Kraft

Aber sonst betrachte ich mich als Privatmann, ich meine, ich gehe weniger in die Vereine, und in dieser Beziehung muss ich dem Prediger Soergel wieder recht geben. Der Ort, der den Staat zusammenhält, ist die Familie. Ich habe noch den richtigen Herr im Hause-Standpunkt, denn bei mir zu Hause, da bin ich doch noch der Herr und niemand hat mir etwas einzureden. Ich bin deshalb meistens am Abend zu Hause und auch am Sonntag.



Als wir noch jung verheiratet waren, bin ich einmal mit meiner Frau am Knabenschiessen ans Albisgütli gegangen; ich glaube, es war am Knabenschiessen. Es war eine Berg- und Talbahn dort. Meine Frau wollte unbedingt fahren, aber wie sie dann gesehen hat, dass es 50 Rappen pro Person kostet und nur zwei Minuten geht, so wurde sie doch stutzig. Ich habe ihr dann den Vorschlag zur Güte gemacht: «Weisst du was, jetzt fahren wir gerade nicht und nehmen dafür in der Stadt einen Fleischkäs.»

So haben wir es auch gemacht, denn sie kannte eine Metzger, wo man auch am Sonntag hinten hinein kann. Und jetzt machen wir es meistens so. Wir kaufen am Samstag eine richtige Portion Fleischkäse und das essen wir am Nachmittag gemütlich. Dann sagen wir immer: Jetzt fahren wir Berg- und Talbahn, und dann müssen wir jedesmal lachen. Denn das schönste im Leben ist doch noch, wenn man sich zu Hause an einem wirklichen Genuss erfreut. Und wenn man etwas Rechtes isst, dann tut man es doch auch nicht nur zum Vergnügen, sondern es gibt Kraft und schlägt an, und das kommt beiden zugut bis ins höchste Alter.

Es sind ja meistens die Frauen, welche an grossen Festtagen auswärts essen wollen. Sie denken wieder mehr daran, dass es nichts zu tun gibt, während der Mann wieder mehr dran denkt, was es kostet. Aber einmal im Jahr tu ich der Trudy den Gefallen, und das an ihrem Geburtstag.

In ihrer Familie haben sie nämlich immer den Geburtstag gefeiert. Sie wollte zuerst an meinem Geburtstag, aber ich sagte: «Niemals, ich feiere meinen Geburtstag nicht, denn was ist das schon,

mein Geburtstag, da ist doch nichts zu feiern, das sehe ich nicht ein.»

Und so gehen wir halt an ihrem Geburtstag. Wir gehen nämlich am Abend in den Augustiner. Das ist noch eine Wirtschaft, wo nicht nur lauter so junges Volk sitzt, sondern meistens anständig verheiratete Ehepaare, wenigstens im ersten Stock.

Dann sag ich zu meiner Frau: «So, Trudy, was meinst du jetzt?»

Und sie schaut die ganze Speisekarte an, aber zuletzt sagt sie immer: «Du, ich glaube, wir nehmen zwei Fleischkäse.»

Dann nehmen wir zwei — und dann noch zwei.

Und dann sage ich: «So, Trudy, wie wär's jetzt mit noch einem Fleischkäs?»

Sie aber wehrt sich und sagt: «Nein, nein, Heiri, ich kann nicht mehr.»

«Dann nehme ich z'leid auch keinen mehr.»

Das will sie aber auch nicht haben — und so nehmen wir halt doch noch einen Fleischkäs. So ist der Geburtstag dann ein wirklich schöner Feiertag.

Und jedes Jahr machen wir eine Reise, denn die Trudy ist gar nicht in der Welt herumgekommen. Und ich sage, es ist doch die Pflicht des Mannes, dass er der Frau etwas von der Welt zeigt. So habe ich sie schon überall hin genommen. Einmal auf den Bachtel, dann wieder auf das Hörnli, einfach überall hin. Auch auf den Rigi. Das war eine schöne Reise.

\* \* \*

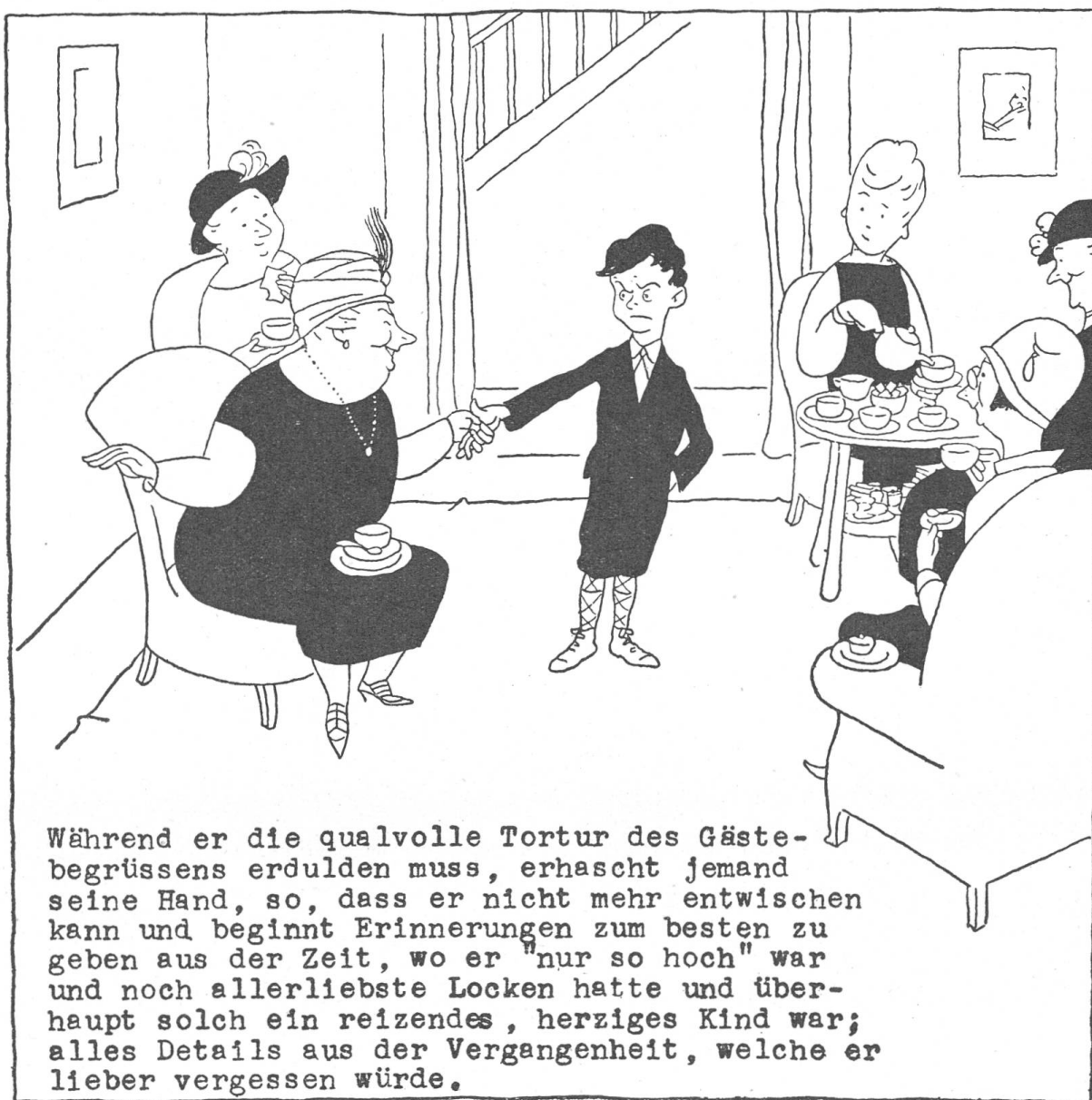
Es ist mir am Anfang schwer gefallen, zu schreiben, aber je mehr ich hineinkomme, sehe ich, es ist gar nicht schwer. Jetzt könnte ich noch viel schreiben, aber einmal muss man aufhören. Aber es kann ja ein anderes Mal wieder sein.

Gerade zum Beispiel die Reise auf den Rigi, das würde jeden interessieren, denn noch lange nicht jeder ist schon auf dem Rigi gewesen.

Jetzt will ich aufhören, aber das muss ich noch sagen, wenn einer denkt, ich heisse Merki, so hat er sich schwer betrogen, denn ich heisse gar nicht Merki.

Das ist die Anonymität. Denn was braucht jeder zu wissen, dass ich das erzählt habe! Das gäbe doch nur Neid. Ich habe vieles gesagt, was gar nicht wahr ist, aber nur so Kleinigkeiten, wie Namen sind. Da muss man sehr aufpassen, denn mancher ist in seinem engeren Kreise bekannter, als er denkt.

## Die Minute, die eine Ewigkeit dauert



Während er die qualvolle Tortur des Gästebegrüssens erdulden muss, erhascht jemand seine Hand, so, dass er nicht mehr entwischen kann und beginnt Erinnerungen zum besten zu geben aus der Zeit, wo er "nur so hoch" war und noch allerliebste Locken hatte und überhaupt solch ein reizendes, herziges Kind war; alles Details aus der Vergangenheit, welche er lieber vergessen würde.